

Indessen ist auch nach England dieser Brauch von außen gekommen. Zur Zeit der Königin Elisabeth, als noch der alte fröhliche Schönscheit des „merry old England“ lebte, war er dort noch unbekannt. Es ist wahrscheinlich, daß ihn die englischen Seeleute auf ihren Fahrten nach Ostindien kennengelernt und von dort mitgebracht haben. Dafür spricht die Tatsache, daß das Wort „Punsch“ mit dem indischen Wort „pantch“ identisch ist, das ein indisches Zahlwort ist und „fünf“ bedeutet.

In der Tat setzt sich der richtige Punsch noch heute aus fünf Bestandteilen zusammen, einem alkoholischen Getränk (Arrak, Rum, Cognac), einem säuerlichen (Zitronen- oder andern Früchsaft), einem aromatisch-würzhaften (Tee, Zimt, Zitronenschalen), Zucker und endlich heißem Wasser oder heißem Wein, in letzterem Falle auch ohne Würzung. Dieserart war auch das Rezept, das in Enden vor mehr als hundert Jahren in einer alten Truhe gefunden worden ist. Die Truhe gehörte einem Hanseaten und trug die Jahreszahl 1720.

Jedoch hat der Punsch nicht etwa nun von Enden aus seinen Weg durch Deutschland genommen, vielmehr tauchte die Sitte, Punsch zu brauen, plötzlich an verschiedenen Orten auf, so in Königsberg (Preußen), Stettin, Danzig, also in den Seestädten, und auch in Berlin. Die Einbürgerung in Deutschland erfolgte aber erst während des siebenjährigen Krieges. Wie es scheint, hat sich der Punsch besonders schnell in der Seestadt Danzig eingebürgert. Dort nämlich nahm sich ein Kaufmann des neuen Getränkes an, braute es zunächst für sich und dann auch zum Verkauf. Die ersten Proben seines Punsch, die er dem friderizianischen Heere gab, vor allem den Offizieren, fielen über Erwarten gut aus. Sehr bald wurde dann — allerdings ohne Wissen des Königs — der Punsch in großen Mengen in dem Heere Friedrichs des Großen getrunken. Um die gleiche Zeit kam auch die Sitte auf, kalten Punsch zu brauen. Man sagt, auch sie sei über England nach Deutschland gekommen, und auch in diesem Falle wurde Danzig in dem Brauen von kaltem Punsch zunächst führend. Der erwähnte Kaufmann braute ihn besonders während der warmen Sommerzeit und hatte großen Absatz. Wie sich der Punsch gerade als Neujahrstrank einführen konnte, steht nicht fest. Man geht aber wohl nicht fehl in der Annahme, daß in der kältesten Jahreszeit die starken alkoholischen Getränke bevorzugt wurden.

Nach verwandt mit dem Punsch ist die Bombe. Das Wort stammt aus dem Englischen und bedeutet Napf oder Schale. Man gebraucht es zunächst für ein terrinenartiges Gefäß für kalte oder warme Weingebräute und dann auch für die selbst.

Wenn auch nicht gerade am Silvesterabend so ist noch ein anderes punschartiges Getränk in der kalten Jahreszeit sehr beliebt. Das ist der Grog. Auch seine Heimat ist England, und er verdankt seine Entstehung ebenfalls der Schiffsbevölkerung, die nun einmal starke Sachen liebt. Er soll im Jahre 1740 von dem Admiral Vernon bei der englischen Flotte eingeführt worden und nach dessen Spitznamen (Old Grog) benannt worden sein. Das Getränk besteht bekanntlich aus Rum, Arrak oder Kognak mit heißem Wasser und Zucker. Der Grog ist um so besser, je „steifer“ er ist. Die Schiffer trinken ihn gern etwas „nördlich“, das heißt möglichst wenig Wasser und recht viel Rum. Dabei kann es dann gelegentlich einmal vorkommen, daß ein schon recht „steifer“ Grog einem alten Seebären nach dem Genuß von einem halben Dutzend nicht mehr stark genug erscheint. Dafür spricht folgendes Vorkommnis in einer Schiffskabine. Als der Kapitän in seiner Schiffsprache vor dem Grog einbringen einer neuen „Auflage“ dem Ste-



Chrysanthem zu Silvester

Die steilen kühlen Chrysanthem, leise umhaucht von herbem Ruch, sind für des Jahres Abschiednehmen ein farbiger Silvesterpruch. Der Blütenblätter unzählbares schmales vereintes Kränzlein spricht zu uns als Wunder und als wahres wissendes Blumenangehängt.

Das flüstert: Eure Sommer starben, wir blühen ohne ihr Geheiß jartila, gelb und kupferfarben und wie ein Schneetage blendend weiß.

Erika von Wackdorf-Bachoff.



ward befehl: „See könnt' ruhig noch etwas nördlicher flühen.“ antwortete dieser: „Well, Kapitän, — aber das geht nicht; wir sind all an'n Nordpol!“

Neujahrstränke in Paris

Von M. Struve.

In Deutschland ist die letzte Zeit des Jahres durch Weihnachten, das deutsche Familienfest, mit allem Drum und Dran ausgefüllt; und die Festeszeit reicht bis Neujahr und darüber hinaus. Ganz anders ist es in Frankreich. Ist der Deutsche gezwungen, diese Zeit in Paris zu verleben, so wird ihm wehmütig ums Herz, daß er nicht „bei Mutter“ sein kann. Das ist in Paris für ihn eine trübselige Woche, denn sie beginnt ohne Weihnachtsabend und schließt ohne Silvesterabend. Die Christnacht heißt hier „Réveillon“, und réveillon bedeutet die „Nachtmahlzeit“. Man zündet keinen Tarnenbaum an, aber dafür begibt man sich nach der Zwölftuhr in Gesellschaft, zu Freunden oder ins Restaurant, um bis zum grauen Morgen zu schmaufen, zu schwätzen, zu spielen und jenen heiteren Unflug zu treiben, dem in Deutschland die punsch- und pannkuchenfreundliche Nacht vom 31. Dezember auf den 1. Januar gewidmet ist.

Dafür ist es am Silvesterabend ziemlich still, und auch das bühnen Vergnügen, das sich stummweise doch auszutoben versucht, kommt nicht von Herzen. Die Leute sind zu sorgenvoll und zu sehr beschäftigt mit dem Neujahrstag, als daß sie sich unterhalten könnten. Das große Schenken, dem wir daheim aus dem lichterglühenden Tannengezweig einen poetischen Rahmen schlingen, bricht in Frankreich ohne jeden religiösen Anhauch und gleichzeitig mit dem großen Glückwünschen aus und verwickelt das gemütliche Neujahrstisch zu einer recht harten Begebenheit.

Diese Begebenheit erfüllt in vier zeitraubende Kapitel. Im ersten Kapitel werden einige Kilogramm Bistekarten verfrachtet, damit man ja nur nicht veresse, irgendeinem ganz gleichgültigen Menschen das Herrliche an den Leib zu gratulieren. Im zweiten Kapitel bemüht man sich, für teures Geld eine Anzahl tödlich geschmacklos und vollständig unbrauchbarer Gegenstände einzukaufen, die man im dritten als „Etrennes“ in alle Bezirke der Stadt verstreut, um sich dafür im vierten und Schlussspiel bei den Besuchen eine höfliche Grimasse des Dankes zu holen. Wehe dem, der die beiden letzten Kapitel in eines zusammenziehen wollte! Dann wäre er nichts weniger als ein homme chic. Ein homme chic darf seine Geschenke nicht selber überbringen! Er schickt sie und fährt erst am folgenden Tage vor, sein Sprüchlein zu sammeln. Da er für das erstere keinen Träger und für das letztere keine Droschke aufstellen kann, gestaltet sich das Pariser Neujahrstisch so angenehm, daß man allen Göttern dankt, wenn das neue Jahr endlich ein bißchen zu altern beginnt.

Dieses Altern stellt sich am 8. Januar ein. Bis zu diesem Tage läßt man den Nachzügler Zeit, Verläumder nachzuholen, wie man denen, die es eilig haben, erlaubt, sich ihrer „Etrennes“ schon in der letzten Jahreswoche zu entledigen. Leute, die einen ausgebreiteten Verkehr besitzen, können sonst nicht zustande mit ihren Pflichten, die übrigens nicht nur Pflichten der Höflichkeit, sondern auch Pflichten des Herzens sind. Die Sitte heißt, daß man jeder Dame, an deren Tisch man geladen wird, ein Neujahrsgedächtnis überreicht. Dieses Angebinde drückt zugleich den Wunsch aus, den Verkehr fortzusetzen, und wer sich nicht vor sich selber schämen will, wird die Gelegenheit freudig

wähnte Gastfreundschaft durch ein kleines Zeichen des Dankes auszudrücken. Dieser Brauch herrscht so ziemlich überall.

In Paris hat sich jedoch das Prozedere, die Großmutter und die Verkleinerung ins Mittel gelegt und die hübsche Gewohnheit in eine Last verwandelt. Noch vor einigen Jahrzehnten galt es geradezu als ein Verbrechen gegen die gute Lebensart, einer Dame, der man nicht sehr nahe stand, einen größeren Wertgegenstand zu spenden. Man forderte nur eine Aufmerksamkeit, keine Entschädigung. Aus dieser Regel entsprang die Gepflogenheit, Blumen oder Bonbons zu senden, und das Bibelet, oder, wie man „deutsch“ sagt, die Nippesache, selbst wenn sie bescheiden war, bildete die Ausnahme. Allein seit der Invasion der amerikanischen Eisenbahn-, Silber- und Schmuckhändler, seit der Einmischung der halbbarbarischen Naboos aus Osten und Westen, der Herrschaft der Finanzbarone und der immer wachsenden Bedeutung des Geldes in der Gesellschaft ist das anders geworden. Jeder will seinen Reichtum zeigen, der eine den anderen übertrumpfen, und aus dem Wunsch, aufzufallen, zu blenden, sich hervorzutun, ist ein Wettkampf entstanden, der für jene, die ihn mitkämpfen, verderblich, für die anderen aber, die außer der Reihe bleiben, ärgerlich ist, sofern sie sich nicht mit dem Stolz der Verachtung gewappnet haben. Die letzteren spielen eine demütige Figur mit ihrem Beilichthorb für 25 Franken oder einem ähnlichen Angebinde. Und doch sind Blumen und Bonbons die einzigen Gaben, die man sich wählen kann, zumal wenn man für die Reichen wählt. Was will man auch einer Frau schenken, die für ihre Vaanen 100 000 Franken ausgibt und welcher der kostbarste Luxus die Prosa des täglichen Brotes ist?

Der Luxus macht nicht nur die Erwachsenen, sondern auch die Kinder anspruchsvoll. Auch in den Geschenken für die Kinder kommt es zum Ausdruck, daß nicht das Geben an sich und die Art, wie man gibt, sondern der Wert der Gaben die Hauptsache ist.

Am Ausguck

Der erste Tischler.

Der erste Tischler ist im Jahre 1447 in Nürnberg geboren und hieß Schreiber. Vielfach wird behauptet, daß man unter Schreibern der Tischler verstehe, weil er den „Schrein“ zimmere. Nach dieser Feststellung aber muß man annehmen, daß die Bezeichnung Schreiber für Tischler von dem ersten Tischler überhaupt abgeleitet wird. Nürnberg, die Stadt, wo die Tischlerei entstand, hat sich bis heute den Ruf erhalten, die Stadt der Tischler und Schreiner zu sein; denn noch heute befinden sich dort mehr Tischler als in anderen deutschen Städten; ebenso große Holzbearbeitungsfabriken, die aus Tischlereien hervorgegangen sind, vor allem aber große Spielwarenfabriken, die die ersten Tischler Nürnbergs bereits in kleinen Anfängen angelegt haben.

Tiere auf Briefmarken.

Ein Briefmarkenkennner muß auch ein guter Zoologe sein; denn es gibt zahlreiche Arten von Marken, die Abbildungen von Vögeln, Landtieren und Fischen tragen. Im besonderen findet es die wertvollen Marken der Kolonialländer und kleineren Gebiete auf der südlichen Hälfte der Erde, die mit Tierbildern geschmückt sind. Elefanten und Tiger werden am häufigsten abgebildet. So tragen die Marken niedrigen Wertes der föderativen Malaienstaaten Tigerbilder, die höheren Werte Elefantenbilder, Belgisch-Kongo und Liberia verwenden auch den Elefanten. Der König der Tiere, der Löwe, ist natürlich reich vertreten; so zeigt zum Beispiel auch die aus Anlaß der Britischen Reichsausstellung in Wembley herausgegebene Marke einen Löwen. Kamele und Dromedare erscheinen auf den Postwertzeichen von Französisch-Somaliland, Obok, dem französischen Hafenplatz am Golf von Aden, Afrika, Irak und Sudan, während die Strafen hauptsächlich von Westafrika, Tanganika und Portugiesisch-Afrika bevorzugt werden. Abessinien schmückt seine Marken auch noch mit den Abbildungen des Nilpferdes und des Straußes. Daß die Peruaner ihr Lama auf den Briefmarken verewigen, und die Mexikaner den Adler, ist naheliegend, ebenso der Ehrenplatz des Kängurus auf den australischen Zeichen. Der Ameisenbär hat sein Bild für die Marken von Französisch-Guinea zur Verfügung gestellt.

Verantwortlich: S. Semelmann, Altena



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 48

Dienstag, 29. Dezember

1927

Vorwärts!

Rundgebungen namhafter Persönlichkeiten für 1926

„Die Zukunft aber kommt, durch uns kommt sie, aus uns kommt sie, und sie tut dies, weil sie in dem Weltenplane Gottes vorgegeben ist. Unser Genie ist die Geduld und die Kraft des Lebens.“

Alle Gegenwart ist Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft. Beides verbindet sie, mit beidem ist sie untrennbar verbunden. Das Gewordene versteht nur, wer das Gewesene ergriffen hat; nur er ist imstande, ein Bild des Verborgenen mitzuführen. So dient das Vergangene dem Kommenden. Aber nicht für die Vergangenheit, für die Zukunft leben wir!

Deutsche Vergangenheit, unsern Herzen nach durch stolze und heilige Erinnerung, durch Schmerz und Leid! Mit Recht tastet das Volk von heute in ihren stummen und veredeten Bildern die Linien des Schicksals nach, Glanz und Sturz, Größe und Niedrigkeit, Deutung suchen wir für Mäkel und Würdigung der Gegenwart, die wir noch nicht meistern. Und es liegt in unserm Wesen, über dem Wege das Ziel zu vergessen, über der Betrachtung das Schaffen, über der Vergangenheit die Zukunft.

Aber in einer Lage wie der jetzigen frommt uns nicht rückwärtsgerichtet, latente Sehnsucht, sondern die echte Liebe, die schaffende, die schöpferische. Fruchtlos ist es darum, unsere Kraft im verfluchten Streit um Vergangenes, Unabänderliches zu verlieren, fruchtlos, einander immer wieder den Schuldchein zu präsentieren. Gemeinsam heißt es die letzten Dinge zu zerbrechen, ehe sie uns — uns alle, die einen und die anderen — zerbrechen haben.

Nicht für die Vergangenheit, sondern für die Zukunft leben wir!

Deutsche Zukunft, dunkel vor uns gebreitet, ein unbefahrenes Meer! Haben wir noch den wimpelfrohen Mut, mit klühnen Segeln aufzukreuzen gegen feindlichen Wind, um neue Küsten zu suchen für Deutschland?

Aus der Liebe aller Treugesinneten wollen wir ihn zusammenrassen, aus der Liebe, die schaffen will, aus der Hoffnung aller, die wissen, daß Deutschland lebt, aus dem Glauben an das „Genie der Geduld und an die Kraft des Lebens“, die wunderbaren Mächte, die das Rädemerk unserer Geschichte durch feindselige Jahrhunderte weitertrieben und bewirkten, daß noch heute das Volk lebt, das so selten ein Staat war und bis heute noch nicht ein Staat geworden ist.

Geduld und Kraft des Lebens! Wir wollen nicht vergessen, daß sie immer am wirksamsten waren, wenn die staatliche Macht zerfiel, daß sie es waren, welche die staatenbildenden Gestalten, die unserm Blute fehlen, zu erkennen vermochten, bis wir uns immer wieder dazu ermannten, ein neues Haus aus dem Schutt zu stehen zu lassen. Auch heute weisen sie uns neue Wege in neue Weiten, wie das Zeitalter sie aufst. Weiten der Technik, der Wissenschaft und Wirtschaft, die Raum bergen für deutsche Arbeit, für deutsche Zukunft.

Wir wollen immer dessen eingedenk sein, daß sie durch nichts anderes als durch uns selbst kommen kann, die wir ein Stück von ihr sind. Wir müssen leben und handeln, wie wir wol-

und handeln soll, und wir müssen es gemeinsam tun, denn wir brauchen einander. Getrennt manchmal wandernd auf verschiedenen und vielgestaltigen Wegen des Willens und der Erkenntnis, aber einig unter der Losung: Vaterland!

Admiral Scheer.

„Werde, was du bist!“ ruft der Deutsche sich immer von neuem zu. Die Gefahr ist nur, daß er dabei den rechten Akzent zuweilen verfehlt. Der Sinn der Mahnung wird verfälscht, wenn nicht auf ihrem letzten Wort ein Akzent von genau demselben Gewicht liegt wie auf dem ersten Wort. Was du bist, sollst du, mußt du, wirst du, das ist die Forderung. Das also werde! Dies dein Sein zur Erscheinung, zum Ausdruck, zur Gestalt zu bringen, ist der Sinn deines Werdens! Uns Deutschen aber liegt eine solche Verleumdung im Blut, Lust am Werden bloß um des Werdens willen, was immer aus diesem Werden dann auch werden mag, daß wir das jedem einzelnen vorbestimmte Ziel alles Werdens: das einmalige, jedem einzelnen besonders zugemessene, nur ihm erreichbare, nur ihm mögliche, nur durch ihn allein zu verwirklichende Sein darüber oft ganz vergessen. Wir hätten heute der Forderung: „Werde, was du bist!“ im selben Atem immer gleich noch das andere Gebot anzuschließen: „Bleibe, was du warst!“ Denn was er ist, wird keiner vollends, der sich nicht des Weges zu bestimmen weiß, auf dem er sich schon immer entgegen ging. Werden ist nur ein Mittel, der Zweck ist, endlich bei uns selber anzukommen. Wenn du erist, was du bist, sein wirst, dann steht dein Werden still, es steht in deiner Tat.

Hermann Bahr.

Schon mehr als zehn Jahre ringt das deutsche Volk gegen eine Welt von Feinden und immer noch nicht eröffnet sich ein Blick auf das gelobte Land der Zukunft. Im Gegenteil wird die Zerrissenheit und die wirtschaftliche Not wieder größer. Aber es scheint, daß das gewaltige Drama, das am 1. August 1914 begann, sich bald seinem Höhepunkt nähert. Der Vertrag von Locarno ist der Weg zu politischen Zielen, die vielleicht nicht beabsichtigt sind, zu denen die Welt aber durch den Widerstreit der neuen mit der alten Zeit unüberwindlich getrieben wird. Eine Zeit der Taten ist wieder im Entstehen nach den Jahren der Konferenzen und Parlamentarismen. So ernst, ja düster diese Zeit sein wird, so haben wir sie, vom Standpunkt der Zukunft des deutschen Volkes aus betrachtet, doch weniger zu fürchten, als die Zeit der Worte; denn nicht in Taten, sondern in Worten wird wir unterlegen.

B. Bazille, münch. Staatspräsident.

Das Studium der Geschichte lehrt uns, daß jedes Staatswesen, auch das anscheinend unerschütterlich gegründete, dem Schicksal alles Erdendaseins, dem Wechsel, der beständigen Umgestaltung unterworfen ist. Einsturz einer Staatsform bedeutet nicht mit Notwendigkeit die Vernichtung der Nation, die sich jene Form als zeitgemäße Ausprägung eines ganz bestimmten Entwicklungsstadiums geschaffen hatte. Staatsformen sind, das ist nun auch dem Geschichtsforscher klar geworden, niemals etwas

entzündet wäre. Diese Erkenntnis bedeutet einen starken Trost für den Deutschen unserer Tage. Der Einzelne, dessen Schicksal mit dem Bestehen der zugrunde gegangenen Staatsform als solcher nicht nur durch das immerhin durchaus sittliche Band des persönlichen Interesses verknüpft war, sondern darüber hinaus durch die tiefere Bindung weltanschaulicher Lebens-einstimmung — er wird sich dennoch zu der aufrichtenden Gewißheit durchdringen müssen, daß unser Volk lebenskräftig genug ist, sich eine neue, den unentrinnbar über uns verhängten Veränderungen unserer Weltzeitung und unserer inneren Zustände angepaßte Lebensgestaltung zu erkämpfen, wie es beispielweise dem römischen Staate nach jenem Jahrhundert jüdischer Erschütterungen von der griechischen Revolution bis zur Aufrichtung des augusteischen Imperiums gelungen ist.

Burg Kienek (Unterfranken).

Walter Bloem.

Dunkel über Deutschland. Auch die andern leben nicht unter der Sonne und blicken sehnsüchtig nach Hilfe aus. Laßt uns nicht verfallen im Hoffen auf einen guten und gerechten, standhaften Helfer, denn solange es eine deutsche Geschichte gibt und in ihr dunkle Wunden alles Licht verhillen, hat Gott noch jemand den Retter geschickt. Glück auf!

Paul Burg.

Unter den Erzählungen Heinrich v. Kleists findet sich eine: „Das Bettelweib von Locarno.“ — „Das Bettelweib von Locarno!“ habe ich mir immer wieder sagen müssen, als in diesen Tagen Germania für elende Bettelbrüder, für weniger als das, ihren Stolz, ihren Glauben, ihre Rache verkaufte. Sie wollen von mir trostlos eine bejahende Rundgebung zum neuen Jahr. Nun, ich bin gewiß, daß die bessere Seele dieses Weibes ermahnen, und daß sie trotz ihrer tiefsten Erniedrigung ihre Rache haben wird wie das Bettelweib des Dichters.

Otto Ernst.

Wenn jeder verantwortungsvoll auf seinem Gebiete arbeitet und schafft und weder auf die, die sofortige Verrückung erwarten, noch auf die, die alles immer dunkler und schwerer werden sehen, dann geht es weiter aufwärts mit uns! Um so mehr, wenn jeder nicht nach Theorien und mit Rechthaberei lebt, sondern das uralte Vertrauen unseres Till Eulenspiegels besitzt, daß, nach den ewigen Gesetzen der Welt, Abstieg Wiederaufstieg, Regen wieder Sonne, und Nacht wieder Tag zeitigen.

Walter von Molo.

Der Grundirrtum unserer Zeit ist, daß man Stimmen zählt, statt sie zu hören. Es ist dies der Irrtum, auf dem der demokratische Gedanke und der Parlamentarismus beruht. Die Menschen sind nur gleich vor dem Richter hinsichtlich ihrer Seelen, vor dem Richter hinsichtlich ihrer Leiber, vor dem Richter hinsichtlich ihrer Taten. Sie sind aber nicht gleich vor dem Richter, nicht gleich vor dem Lehrer und am allerwenigsten vor dem, der die Wahrheit eines Satzes wie der Wissenschaftler oder die Zweckmäßigkeit einer Maßregel erkunden will, wie der Staatslenker. Dieser darf die Stimmen

